

WJG Info 1 - 2004/05

Das Infoblatt des Werner-Jaeger-Gymnasiums

November 2004

WJG - Info findet überregionale Anerkennung



Liebe Eltern,

liebe Schülerinnen und Schüler!

Mit dem 1. Exemplar des WJG-Infos 2004/2005 betreten wir einen neuen Weg, auf dem wir uns in Zukunft in unregelmäßigen Abständen voran bewegen werden. Und zwar bilden den Hauptteil des Textkorpus interessante und herausragende Arbeiten von Schülerinnen und Schülern. Das können gelungene Klassenarbeiten und Klausuren, Facharbeiten und Produkte aus Arbeitsgemeinschaften (als Ganzes oder in Auszügen) sein, aber auch ausgezeichnete Wettbewerbsbeiträge. Ziel ist es, der WJG-Schulgemeinde einen Einblick in die Leistungsfähigkeit unserer Schülerinnen und Schüler zu geben, was im Prinzip alle Schulfächer erfassen sollte.

Das bedingt natürlich, dass in solchen Exemplaren des WJG-Infos die Schulnachrichten räumlich beschränkt werden auf das absolut Aktuelle und somit Unverzichtbare; alles andere muss in folgenden WJG-Infos nachgeholt werden.

Eigentlich haben wir erste vorsichtige Schritte auf diesem Wege bereits in vergangenen Ausgaben getan, z. B. mit dem Abdruck des naturwissenschaftlich orientierten Aufsatzes „Klonen - Von Dolly zum perfekten Menschen“ aus der Feder von Anna Traut (WJG-Info 2 - 2003/2004).

Dieser Artikel sowie das WJG-Info selbst fanden nun überregionale Beachtung im Rahmen eines von der Firma Promega gestarteten Wettbewerbes. Diese Firma hat ihren Hauptsitz in Madison, WI, USA; ihre Niederlassung für deutsche Kunden aus der zell- und molekularbiologischen Forschung befindet sich in Mannheim.

Unter dem Thema „Hauptsache Biologie“ waren in diesem Jahr Teams aus Journalisten und Naturwissenschaftlern aufgerufen, Forschungsergebnisse aus der Biotechnologie und Molekularbiologie für eine breite Leserschaft lokaler und regionaler deutschsprachiger Tageszeitungen (d.h. in Deutschland, Österreich und der Schweiz) allgemein verständlich aufzubereiten.

Erstmalig wurde in diesem Jahr auch ein Preis auf der Ebene von Schul- und Schülerzeitungen ausgeschrieben. Das WJG-Info als Schulzeitung und Anna Traut mit ihrem selbstständig recherchierten Artikel, der einen Überblick über die Geschichte des Klonens gibt und die Vor- und Nachteile der Methode aufzeigt, gewannen in dieser Kategorie im Jahr 2004 den 1. Preis.

So konnten Anna Traut als Autorin und Sandra Brouwers als Stellvertreterin der Redaktion des WJG-Infos am 19. Oktober 2004 im SAS Radisson in Wien (siehe Foto) stolz die Preisgelder von jeweils 1000 Euro entgegennehmen.

Der 2. Preis von zweimal 600 Euro ging an das österreichische Schülerteam Florian Pranger und An Gun-Yong des Bundesoberstufengymnasiums Innsbruck. Ihr Beitrag „Beim Western nichts Neues - Traumberuf Forscher?“ wurde im Rahmen der GEN-AU Summer School des österreichischen

Aus dem Inhalt

WJG - Info findet überregionale Anerkennung	1
Zigarrenmann in Kaldenkirchen	2
Eulenspiegel als Bäcker Geselle	3
Zauberbaum	4
Paradox – Neue Schülerzeitung	4
Wettkampf gegen die Zeit	5
Jahreshauptversammlung Schulverein	6
Amica est trans oceanum	7
Mathe-Knochecke: neue Ausgabe	7
Original und Fälschung	7
Altern – Angeboren oder erworben?	8
Chorea Huntington (Veitstanz)	10
Hör- und Interpretationstypologien	10
Schach-Ecke	11
An die Nachgeborenen	12
Mathe-Knochecke Lösungen	13
Alles Elite – oder was?	14
Termine	15
Unser Gingko	16
Freundschaft in der Hölle	16
Berufswahlorientierung der JS 12	17
FernUni Hagen	17
Chance / Risiko des Mathestudiums	17
Arno Haas geht in Pension	18
Gerhard Peterka scheidet aus	18

Genomforschungsprogramms im Auftrag des österreichischen Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur betreut. Wir gratulieren der glücklichen Wissenschaftsautorin von dieser Stelle aus herzlich und geben der Hoffnung Ausdruck, dass weitere Artikel unserer WJG-Infos ähnliche Ehrungen erfahren!

Gleichzeitig möchte ich auf das Erscheinen der neuen Schülerzeitung „Paradox“ (Information in diesem Heft) hinweisen, deren Chefredakteurinnen Sandra Brouwers und Anne van Overbrüggen durch ihre Zusammenarbeit mit Herrn Haas bei der Arbeit am WJG-Info wertvolle Erfahrungen sammeln konnten.

E. Ponzelar-Warter

Kreatives aus der Sekundarstufe I

In den letzten Jahren empfiehlt die Didaktik des Deutschunterrichts vermehrt, dem traditionellen Analyse-Aufsatz flankierend sogenannte "kreative Aufgaben" zur Seite zu stellen.

Im Folgenden finden sich zwei herausragende Lösungen solcher Aufgaben aus der Jahrgangsstufe 5.

Wir schreiben eine Sage: Der Zigarrenmann in Kaldenkirchen

Ausgangspunkt: Auf dem Marktplatz von Kaldenkirchen steht die Statue eines Mannes. In der rechten Hand hält er eine Zigarre, auf seiner linken Schulter sitzt ein sehr großer Vogel (Rabe / Adler / Geier / Phoenix / usw.). Die Kaldenkirchener erzählen sich über ihn eine Sage. Schreibt diese Sage auf.



Im Jahre 1899 herrschte in Kaldenkirchen eine große Taubenplage. Die ganze Stadt war voller weißer, grauer und schwarzer Tauben, und die Bürger konnten sie nicht los werden.

Da setzten sie eine Belohnung aus: Wer die Stadt von den Tauben befreite, sollte hundert Reichsmark erhalten.

Aus allen Teilen des Landes kamen Männer, die es sich zutrauten, diese Aufgabe zu erfüllen. Aber einer

nach dem anderen scheiterten sie.

Da kam als Zwölfter ein Mann, den man nie ohne Zigarre sah. Was die Bürger nicht wussten, war, dass dies eine Zauberzigarre war. Denn sobald er anfang zu rauchen und den Rauch in den Himmel aufsteigen ließ, kam Adlion, der König der Adler, zu ihm herab und war ihm zu Diensten.

Als Adlion hörte, was der Zigarrenmann dieses Mal von ihm wollte, stieß er einen schrillen Schrei aus, und von allen Seiten kamen die Adler des Landes angefliegen und lauschten seinem Befehl.

Dann flogen sie auf die Tauben zu und trieben sie vor sich her, weit über die damalige deutsche Grenze bis nach Afrika. Als sie dort angekommen waren, flogen die Adler wieder zurück.

Die Tauben aber waren so erschrocken, dass sie nie wieder nach Kaldenkirchen zurückkehrten, weil sie wussten, dass die Adler sie dann töten und fressen würden.

Die Kaldenkirchener tanzten vor Freude auf der Straße. Aber als der Zigarrenmann seinen Lohn haben wollte, lachten sie ihn aus und sagten, nicht er habe die Tauben vertrieben, sondern das seien die Adler des Landes gewesen. Und denen brauche man nichts zu bezahlen.

Da wurde der Zigarrenmann grimmig, blies den Rauch seiner Zigarre in den Himmel und rief Adlion und seine Gehilfen zurück. Diese fingen jetzt alle Ratten und Mäuse des Landes und trugen sie nach Kaldenkirchen, wo sie sie fallen ließen, so dass die Stadt bald voll war von den Tieren, die alles fraßen, was nicht niet- und nagelfest war.

Als dann sogar ein Kind angegriffen wurde, wussten sich die Kaldenkirchener keinen Rat mehr und baten den Teufel um Hilfe. Er war auch bereit zu helfen, forderte aber von ihnen als Lohn die Seelen der nächsten drei Kinder, die geboren werden sollten. Und da die Kaldenkirchener nicht ein noch aus wussten, versprachen sie sie ihm.

Noch in derselben Nacht flog der Teufel durch die Straßen der Stadt und fraß alle Ratten und Mäuse auf. Den Zigarrenmann aber versteinerte er, zusammen mit Adlion auf seiner Schulter, als er erneut in die Stadt ging, um seine hundert Reichsmark einzutreiben.

Noch heute kann man diese Statue auf dem Marktplatz von Kaldenkirchen sehen.

Patrick Neesen, Klasse 5e, 03/04



Umschreiben einer Eulenspiegel-Erzählung in ein szenisches Spiel



Die Schüler(inne)n bekommen eine Eulenspiegel-Erzählung ohne jede wörtliche Rede. Sie sollen daraus ein Bühnenstück machen.

Eulenspiegel als Bäckergeselle



Szene I: Braunschweig, abends

(Links das Stadttor; in der Mitte der leere Marktplatz; rechts der Bäckerladen, in dessen Innerem man einen großen Ofen und Regale mit ein paar Broten sehen kann.)

Till (kommt durch das Stadttor, geht über den Marktplatz, bleibt stehen, murmelnd): Ich habe nur noch einen einzigen Taler in der Tasche! Wenn ich nicht verhungern will, dann brauche ich jetzt eine vernünftige Arbeit! Schneidergeselle war ich schon, als Schmied hab ich's auch versucht, ... (sieht den Bäckerladen, erfreut) - hey, da ist ja ein Bäckerladen! Na, ich geh mal rein und frage den Meister, ob er nicht einen Gesellen braucht! (geht in den Laden) Guten Abend!

Bäcker (kommt aus dem Hintergrund, steckt schnell noch ein paar Brote ins Regal): Guten Tag, der Herr. Was darf es sein?

Till (wehrt mit den Händen ab): Nein, nein! Ich wollte nur fragen, ob Ihr nicht einen Gesellen nötig habt.

Bäcker (eifrig nickend): Aber ja, natürlich! Willst du gleich anfangen?

Till (zufrieden): Warum nicht, Meister?

Bäcker (legt den Kopf schief, mustert Till): Gut. - Ich muss jetzt schnell zu einer wichtigen Konferenz fahren, heute Nacht musst du mal alleine Backen. Wenn du es gut machst, bekommst du einen Kreuzer die Stunde.

Till (fröhlich): Einverstanden, Meister! - Ach, ja ... was soll ich denn backen?

Bäcker (scherzend): Na, back doch Eulen und Meerkatzen!

(Blackout)

Szene II: Das Innere des Bäckerladens, nachts

(Links der Ladentisch, dahinter leere Regale; rechts ein großer Ofen; davor viele Bleche, teils voll teils leer)

Till (erschöpft): Puh, jetzt habe ich schon die Hälfte der Bleche mit Eulen gefüllt! Aber wenn ich jetzt eine Pause mache, bin ich morgen früh nicht rechtzeitig fertig! (nimmt einen neuen Klumpen Teig, fängt an, eine Meerkatze zu formen): So ..., nein, den Schwanz noch ein bisschen runder ...; ach, da sind ja die Rosinen (drückt die Rosinen in den Teig), die kann man gut als Augen benutzen ... Also, wirklich, jetzt weiß ich nicht mehr, ob Meerkatzen große, kleine oder gar keine Ohren haben! Na ja, egal, ist ja nicht so wichtig!

(Blackout)

Szene III: Bäckerladen und Marktplatz, morgens

(Links das Stadttor; in der Mitte auf dem Marktplatz Stände, an denen Händler ihre Ware anpreisen; rechts der Bäckerladen mit dem Ofen, davor die Bleche, leer; daneben die Regale voll mit Eulen und Meerkatzen)

Till (liegt schnarchend neben dem Ofen auf einer Bank): Tschch, tschch, tschch, ...

Bäcker (kommt herein, bleibt geschockt stehen): Oh, nein! Wach auf, du Bengel, wach auf!

Till (verschlafen): Wo brennt's denn, Meister?

Bäcker (zornig): Es brennt nirgendwo, du Dummkopf! Sieh nur, was du angerichtet hast! Warum liegen hier keine Brote und Brötchen in den Regalen und Körben, he?

Till (scheinbar verwundert und beleidigt): Aber, Meister, Ihr habt doch gesagt, ich solle Eulen und Meerkatzen backen! Das habe ich getan, wie Ihr es gewünscht habt!

Bäcker (schreiend): Das ist doch nur eine alte Redensart, verdammt noch mal!

Till (erstaunt): Woher soll ich das denn wissen?!

Bäcker (ungeduldig und ratlos auf und ab gehend): Dich kann ich als Geselle wirklich nicht gebrauchen! Geh! Geh irgendwo hin, ich will dich hier nicht mehr sehen! (da Till seine Sachen packen und gehen will) Halt, nein, vorher bezahlst du mir den Teig!

Till (spielt den Gekränkten): Na gut. Aber nur, wenn ich dafür die Eulen und Meerkatzen mitnehmen darf. Und einen Korb krieg ich auch noch. Hier habt Ihr einen Taler. (packt alles ein, geht vom Laden rüber zum Markt, stellt sich neben einen Gemüsestand, laut) Eulen und Meerkatzen! Nur fünf Kreuzer das Stück! Eulen und Meerkatzen zu verkaufen!

Kind (aufgeregt): Mama, Mama, kaufst du mir so eine? Bitte!

Till (schmunzelnd, zu sich): Wenn das so weiter geht, hab ich bald einen schönen Batzen Geld zusammen! (laut) Eulen und Meerkatzen zu verkaufen!

(Blackout)

Anne Effkemann, Klasse 5e, 03/04

Märchen einmal anders ...

... so lautete unsere Notiz im letzten WJG-Info, als die Arbeit des Förderunterrichtes der Klasse 6 vorgestellt wurde. Auf der Basis von „Zwerg Nase“ und „Der kleine Muck“ von Wilhelm Hauff erarbeiten die Schüler(innen) in kleinen Gruppen Parallelmärchen, von denen sich im Folgenden zwei Beispiele finden.

E. Ponzelar-Warter

Der Zauberbaum

Es war einmal eine glückliche Familie.

Eines Tages jedoch starben die Eltern bei einem Autounfall. Die Kinder Carina und Tim waren nun ganz alleine, denn sie hatten keine Verwandten. Jeden Tag vermissten sie ihre Eltern ein bisschen mehr.

In ihrem Garten aber stand ein alter Baum. Einmal, als sie dort spielten, sprach der alte Baum zu ihnen: „Ich kann euch helfen, euer Leid zu überwinden.“

Die Kinder erschrakten. Hatten sie all die Jahre einen sprechenden Baum im Garten gehabt und es nie bemerkt?

Sie kamen nun öfter in den Garten und sprachen mit dem Baum über ihr Leid. Jedes Mal sagten sie: „Würden unsere Eltern doch noch leben!“

Das gab dem Baum zu denken. Er überlegte lange, wie er wieder Lächeln in ihre Gesichter bekäme.

Eines Tages kamen sie wieder in den Garten und sprachen mit ihm. Da sagte der Baum: „Tretet ein!“ Es öffnete sich ein großes Tor in seinem Inneren. Carina und Tim trauten ihren Augen nicht. War dies nicht nur ein sprechender, sondern auch ein Zauberbaum?

Trotz eines sehr mulmigen Gefühls gingen sie durchs Tor. Dort erwartete sie das Abenteuerland. Es gab viele bunte Tiere, rote Wiesen mit schwarzen Blumen und Tausende von Regenbogen. „Das ist wunderschön!“, sagte Carina. Tim konnte ihr nur zustimmen. Es war wie im Bilderbuch.

Da kam eine Fee und lud sie zu einem tollen Erlebnis ein. Beide konnten natürlich nur „Ja!“ sagen, und schon ging's los. Plötzlich wurde Carina zu einem fliegenden Elefanten und Tim zu einem zehn Meter weit springenden Känguru. Sie erkundeten

zusammen mit der Fee das gesamte Abenteuerland. Ihnen fehlten die Worte. So etwas Traumhaftes hatten sie noch nie gesehen.

Dann sprachen sie auch mit der Fee über das schreckliche Schicksal ihrer Eltern. Daraufhin entgegnete sie: „Ihr müsst immer daran denken: Wenn ihr glücklich seid, sind es eure Eltern auch!“

Carina und Tim wurden sehr nachdenklich. So hatten sie es nie gesehen. Jetzt konnten sie dieses Abenteuer erst richtig genießen.

Später kamen sie wieder an den riesigen Toreingang, und Carina meinte: „Jetzt ist es aber schon mächtig spät geworden. Komm, Tim, wir müssen wieder nach Hause!“

Beide verabschiedeten sich von der Fee, und diese verwandelte die beiden wieder in ihre menschliche Gestalt zurück. Sie gingen

nun durch das Tor und waren wieder in ihrem Garten.

Der Baum fragte: „Und, hat es euch gefallen?“

Carina und Tim meinten gleichzeitig: „Es war super. Danke für den schönen Tag!“

Sie rannten ins Haus. Der Baum aber freute sich mit ihnen. Er hatte sein Ziel erreicht, denn die Kinder waren seit Jahren endlich wieder einmal richtig glücklich.

Carina und Tim aber waren von diesem Tage an wie verwandelt. Endlich konnten sie wieder fröhlich sein und trauerten nur noch selten in stillen Stunden um ihre Eltern.

Simone Schröder und Sarah Feikes, Klasse 6, 03/04

Paradox

Es gibt eine neue Schülerzeitung. Diejenigen, die jetzt aufstöhnen und sagen: „Schonwieder eine.“, seien beruhigt: Es ist eine neue und „die etwas andere“ Schülerzeitung. Damit sie jedoch vollends gelingt und alle Jahrgangsstufen gleichermaßen anspricht, starten wir hiermit einen Aufruf: Wer Interesse hat, Artikel (egal welcher Art) für „Paradox“ zu schreiben, oder auch nur Ideen für Themen hat, kann diese an die e-Mail-Adresse wjg_schuelerzeitung@web.de schicken oder den Postkasten gegenüber dem Sekretariat, auf dem Weg zum Lehrzimmer, nutzen. Und zu guter Letzt: Falls ihr wissen wollt, warum die neue Schülerzeitung sich „Paradox“ nennt: Kauft einfach die erste Ausgabe der Schülerzeitung, die voraussichtlich zwei Wochen vor den Weihnachtsferien erscheinen wird!

Sandra Brouwers, JS 12
Anne van Overbrüggen, JS 11

Der Wettlauf gegen die Zeit

Es war einmal ein Mädchen namens Tamara. Sie lebte glücklich mit ihrem Bruder Jakob und ihren Eltern Alexander und Sarah. Sie besaß auch eine Ratte namens Tim.

Eines Morgens wachte Tamara schon früh auf und hatte das Gefühl, dass Tim ihr etwas sagen wollte. Ihre Ratte hockte auf ihrem Kissen und schnupperte aufgeregt in Tamaras Ohr. Es hörte sich fast wie ein leises Flüstern an.

Plötzlich hörte Tamara ein Pochen. Sie schaute sich im Zimmer um und erblickte draußen vor dem Fenster einen riesigen, schwarzen Raben. Ängstlich verkroch sie sich unterm Bett. Nach einer Weile kam sie vorsichtig wieder hervor. Der Rabe saß immer noch dort.

Tamara schlich zum Fenster und öffnete es. Sie konnte sich gerade noch ducken, bevor der Rabe über ihr ins Zimmer flog. Er setzte sich auf den Schrank und Tamara blickte ihn erwartungsvoll an. Auf einmal öffnete der Rabe seinen Schnabel und sprach: „Hallo, Tamara!“

Tamara wich erschrocken zurück. „Wa-wa-warum ka-kannst du sp-sprech-sprechen?“

„Was für eine dumme Frage: weil ich verzaubert bin! Mein Name ist Xaver. Ich komme von der weltbeherrschenden Hexe Carina.“

„Woher kennst du meinen Namen?“, fragte Tamara.

„Das tut doch nichts zur Sache! Ich sollte dir nur mitteilen, dass du zaubern kannst, und deine Ratte wird dich die Geheimnisse der Zauberei lehren.“

Mit diesen Worten flog er aus dem Fenster und war bald nicht mehr zu sehen. Tamara blieb noch eine Weile reglos stehen, bis ihr Vater Alexander sie zum Frühstück rief. Als sie sich an den Küchentisch setzte, fragte ihre Mutter besorgt: „Was ist los, du bist so blass?“

„Ach, nichts! Ich habe nur schlecht geträumt“, erwiderte Tamara.

Nach dem Frühstück ging sie in ihr Zimmer und setzte sich auf ihr Bett.

„Na, hat es geschmeckt?“, fragte Tim plötzlich. Tamara zuckte kurz zusammen, dann aber meinte sie: „Ich habe nichts gegessen, keinen Hunger!“

„Soll ich dich jetzt das Geheimnis der Zauberei lehren? Oder willst du gar nicht zaubern können?“

„Doch, meinnetwegen“, entgegnete Tamara.

„Gut, dann fangen wir jetzt mit dem Schwebenzauber an. Du musst das Ziel mit deinen Augen anvisieren und dir dabei vorstellen, wie es schwebt. Die Zauberformel heißt Lumbus-Dicradabra.“

„Na gut, ich versuche es! Was soll ich zuerst schweben lassen?“, fragte Tamara.

„Am besten ein Buch vom Stapel hinter mir“, erwiderte Tim.

Tamara versuchte sich zu konzentrieren und starrte auf ein Buch. Da nach kurzer Zeit immer noch nichts geschehen war, blickte sie ihre Ratte erwartungsvoll an. Plötzlich erhob sich Tim vom Boden.

„Was soll ich jetzt tun? Wie ist das passiert?“, schrie Tamara erschrocken.

Ihr Bruder Jakob stürmte ins Zimmer und rief aufgeregt: „Was ist los?“ Daraufhin fiel Tim mit einem dumpfen Laut zu Boden. Jakob blickte Tim verwundert an. Tamara keifte: „Verzieh dich!“

Jakob schaute sie staunend an und gingkopfschüttelnd aus dem Zimmer. Tamara drehte sich zu Tim um und fragte: „Warum bist du runtergefallen?“ „Weil du dich nicht mehr konzentriert hast“, antwortete Tim.

Gegen Mittag ging Tamara ins

Wohnzimmer. Immer noch verwirrt murmelte sie komisches Zeug vor sich hin. Als sie sich eine Zeitung vom Tisch nehmen wollte, blickte sie ihre Eltern an und murmelte: „Riesium-Dicradabra.“ Danach ging sie nach draußen und setzte sich auf die Schaukel.

Plötzlich hörte sie ein lautes Krachen. Erschrocken drehte sie sich um und sah, wie das Haus einstürzte. Zwei gewaltige Riesen standen in den Trümmern. Aus den Resten des Hauses kletterte ihr Bruder und rannte verstört auf die starr vor Schreck gewordene Tamara zu. „Was ist passiert?“, schrie er. „Warum ist das Haus eingestürzt? Wer sind diese Wesen? Wo sind unsere Eltern?“

Tamara wusste keine Antworten. Sie schaute sich die Riesen an, die langsam auf sie zu kamen, und rief Jakob mit zitternder Stimme zu: „Komm, wir müssen erst einmal in den Wald, uns verstecken!“

Als sie hinter Bäumen und Büschen versteckt waren und Tamara über das Geschehene nachgedacht hatte, erschrak sie plötzlich. Jakob fragte erneut, was los sei und wo ihre Eltern seien.

„Ich habe unsere Eltern in Riesen verwandelt“, sagte Tamara.

„Wie meinst du das?“

„Na ja, heute Morgen war ein riesiger Rabe in meinem Zimmer. Er sagte, dass ich zaubern kann und dass Tim mich das Geheimnis der Zauberei lehren wird. Tim?! Er ist noch in den Trümmern! Wir müssen ihn suchen!“

Und schon lief sie aus ihrem Versteck. Jakob schrie hinter ihr her: „Das kannst du nicht machen! Die Riesen, äh, unsere Eltern ...!“

Aber Tamara war schon unterwegs. Trotz seiner Angst rannte Jakob ihr hinterher.

Als beide den Waldrand erreicht hatten, sahen sie die Riesen nur einige Meter entfernt stehen. Jakob rannte ängstlich zurück in den Wald. Tamara lief an den Riesen vorbei auf die Trümmer zu. Dort suchte sie hastig nach Tim. Die Riesen kamen auf sie zu und Alexander rief: „Tamara, warte! Was ist passiert? Lauf nicht weg!“

Doch Tamara hatte Tim entdeckt, ihn auf den Arm genommen und war mit ihm in den Wald gelaufen. Dort entdeckte sie Jakob hinter einem Baum. Sie erzählte ihm, dass ihre riesigen Eltern sie angesprochen hatten.

Plötzlich kam Xaver auf sie zugeflogen. Jakob erschrak, aber Tamara erzählte dem Raben kurz, was geschehen war.





Xaver antwortete: „Du hast einen Zauber ausgeführt, den du alleine nicht rückgängig machen kannst. Das kannst du nur mit einem Trank der weltbeherrschenden Hexe Carina. Doch du hast nur noch fünf Stunden Zeit, um deine Eltern zurückzuverwandeln.“

„Helft ihr mir?“, fragte Tamara traurig und blickte Jakob, Xaver und Tim an.

„Ja!“, antworteten die drei.

„Wo kann ich Carina denn finden?“

„Du findest sie hinter dem Wald auf dem höchsten Berg. Sie wohnt in einer verwunschenen Hütte. Du musst allerdings an den einhunderttelf Wölfen vorbei. Diese findest du auf dem Berg. Ich muss jetzt gehen.“ Mit diesen Worten verschwand Xaver.

Tamara sprach zu Jakob: „Lass uns gehen!“



Die beiden wanderten einen schmalen Pfad in Richtung der Berge entlang. Dort angekommen, sagte Jakob: „Da vorne, das muss der höchste Berg sein.“ Den Berg hinauf führte ein holpriger Weg.

Nachdem sie eine Stunde lang gewandert waren, hörten sie Wolfsgeheul. In der Zwischenzeit liefen die Riesen durch den schon halb von ihnen zerstörten Wald. Jakob und Tamara sahen viele Wölfe.

Daraufhin sagte Jakob: „Das müssen die einhunderttelf Wölfe sein, von denen Xaver erzählt hat. Wir müssen uns etwas einfallen lassen, um an ihnen vorbei zu kommen. Die sind ja wie ein Ring um die Bergspitze verteilt.“

Tim meldete sich zu Wort und meinte: „Lass sie doch schweben.“

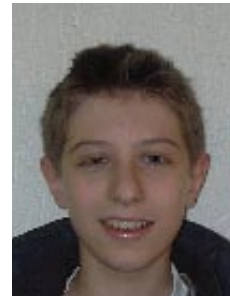
„So viele? Geht das?“

„Ja klar! Vertraue mir!“, erwiderte Tim.

Tamara sah das Wolfsrudel konzentriert an und murmelte: „Lumbus-Dicradabra!“

Die Wölfe erhoben sich. Jakob und die immer noch konzentrierte Tamara rannten unter ihnen hindurch. Nachdem sie zwanzig Meter gelaufen waren, fielen alle Wölfe mit lauten Geräuschen zu Boden. Da die Tiere aber immer noch total verwirrt waren, liefen sie Tamara und den anderen nicht hinterher.

Obwohl die Kinder sehr erschöpft waren, rannten sie auch den Rest des Berges hinauf. Oben angekommen, entdeckte Tim als erster staunend die große Hütte. Tamara klopfte zögernd an der hohen Eichentür, die sich nach wenigen Sekunden knarrend öffnete, und eine riesige, alte Hexe blickte sie erwartungsvoll an.



Tamara begann vorsichtig zu erklären, wer sie waren und warum sie gekommen waren.

Die Hexe meinte freundlich, dass sie ihnen helfen würde, und bat sie, doch bitte einzutreten.

Tamara sagte: „Wir haben nicht mehr viel Zeit. Nur noch etwa drei Stunden.“

„Ist okay. Ich muss nur noch schnell den Zaubertrank mixen, der deine Eltern zurückverwandeln soll. Nehmt bitte Platz und wartet!“, entgegnete die Hexe Carina. Mit diesen Worten verzog sie sich in ihr Arbeitszimmer.

Nach einer Stunde kam sie mit einer Flasche stinkendem und brodelndem Trank zurück und gab Tamara ein paar Ratschläge für den Gebrauch. Tamara bedankte sich und verschwand mit Jakob und Tim.



Bei den Wölfen angekommen war schon eine Stunde vergangen und Tamara ließ sie noch einmal schweben.

Schon von Weitem sahen sie, dass der Wald, durch den sie gekommen waren, von den Riesen zerstört worden war. Ihre Eltern standen am Waldrand und riefen nach ihnen.

Jakob sagte zu Tamara und Tim: „Könnt ihr sie nicht hier zurückverwandeln? Die Zeit drängt!“

„Wenn das geht?“, meinte Tamara zögernd.

Tim antwortete rechthaberisch: „Natürlich geht das!“

Das Mädchen nahm den Trank aus der Tasche und trank ihn in einem Zug aus, dann starrte sie ihre Eltern an und murmelte etwas Unverständliches. Alle sahen die Riesen hoffnungsvoll an.

Es geschah nichts.

Jakob fragte voller Angst: „War die Zeit um?“

„Nein, erst in fünf Minuten!“, meinte Tim.

Jakob meckerte: „Aber warum passiert denn nichts?“

Doch plötzlich knackste es hinter ihnen und die Eltern schrumpften auf ihre ursprüngliche Größe zurück. Lachend und überglücklich rannten Jakob und Tamara mit Tim zu ihnen. Alexander schloss seinen Sohn fröhlich in die Arme, und Sarah fragte: „Wieso sind wir zu Riesen geworden? Und was ist überhaupt passiert? Was habt ihr gemacht?“

„Das ist eine sehr lange Geschichte“, sagten Jakob und Tamara wie aus einem Mund und lachten befreit.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

*Carina Maaßen, Tamara König,
Alexander Steinhorst und Tim Kriener,
Klasse 6, 03/04*



Am Mittwoch, dem 1.12.2004, 19:00 Uhr
findet im Lehrerzimmer des WJG die diesjährige

Jahreshauptversammlung
des Schulvereins statt.

Hierzu lade ich Sie ganz herzlich ein!



gez. J.Klumpen, Vorsitzender

„Amica est trans oceanum“ Lateinpreisverleihung im Theodorianum Paderborn

Obwohl Paderborn ziemlich genau am anderen Ende Nordrhein Westfalens liegt, das heißt zweieinhalb Stunden Bahnfahrt entfernt, entschlossen wir uns, an der diesjährigen Preisverleihung für den bundesweiten Wettbewerb Latein teilzunehmen.

Ich hatte einen der ersten Preise gewonnen. Allerdings gibt es keine im Voraus festgelegte Anzahl erster, zweiter oder dritter Preise. Sie entsprechen lediglich den Noten Eins, Zwei oder Drei. Hierbei wird bei über 90% der erreichbaren Punkte eine Eins vergeben. In diesem Jahr wurden nach dieser Bewertung in Nordrhein – Westfalen achtzehn erste Preise erteilt. Zweite Preise gab es vierzig, ein dritter Preis wurde vierundneunzig Mal verliehen. Damit haben von den 907 Teilnehmern und Teilnehmerinnen des Fremdsprachen-Einzelwettbewerbs 152 einen Preis bekommen. So, aber jetzt ist (fast) Schluss mit Zahlen.

Die Zeremonie zum Einzelwettbewerb begann um zwei Uhr nachmittags und wurde durch Schulchorgesang mit Orchesterbegleitung eingeleitet. „Klänge der Freude“ wurde auf die Melodie von „Land of hope and glory“ gesungen.

Darauf folgten mehrere Grußworte. Die Oberstudiendirektorin, die Regierungsschuldirektorin und Paderborns Bürgermeisterin, Frau Menneken, freuten sich einhellig darüber, dass das Theodorianum Paderborn in diesem Jahr die Ehre habe, Schauplatz der Preisverleihung zu werden.

Nach einiger, vielleicht etwas zu langer Zeit wurden dann die ersten Preise zugeteilt. Sie bestanden aus 75 Euro Bargeld, einer römischen Münze, einem Zertifikat und einem Gutschein, der dem Preisträger die erste Runde in einem künftigen Mehrsprachenwettbewerb die erste Runde erlässt.

Dann gab es wieder Chor. Man sang „Pons super amnem

magnum“ („Bridge over troubled water“). Nach zwei weiteren Grußworten wurde dann „Amica est trans oceanum“, also My Bonnie is over the ocean“ gesungen, abwechselnd im Walzer- und im Swingrhythmus. Diesmal durften und sollten alle mitsingen. Allerdings öffnete zwischendurch irgendjemand von draußen das Fenster und der Durchzug wehte dem Pianisten seine Noten vom Ständer.

Danach war Zeit für ein bisschen Theater. Klassen 8b und 10a des Theodorianums führten Pyramus und Thisbe“, vom roten Faden her den Archetypus von „Romeo und Julia“, auf. Nach diesem ausführlichen Zwischenspiel ging es dann etwas schneller. Die Siegerehrung aller, die einen zweiten Preis bekommen hatten, folgte. Und nach dem Lied „Ebrio quid faciamus nauta“, einer Lateinversion von „What shall we do with the drunken sailor“, wurden einer nach dem anderen alle vierundneunzig dritten Preise verteilt.

Als Schlusslied sangen wir „Est europa nunc unita“ auf (wer hätte es gedacht) die Melodie der Deutschen Nationalhymne. Nach dieser eigentlich sehr unterhaltsamen Aufführung blieb leider kaum noch Zeit, Paderborn zu besichtigen. Insgesamt waren wir an die zwölf Stunden unterwegs. Das war jedoch größtenteils nicht auf die Preisverleihung, sondern auf die deutsche Bahn zurückzuführen. Auf der Rückfahrt läpperte sich die Verspätung mit der Zeit auf rund eine Stunde.

Lasst uns hoffen, dass die Preisverleihung für Nordrhein-Westfalen beim nächsten Mal etwas weniger weit weg stattfindet. Wahrscheinlich werden wir Glück haben. Sehr viel weiter weg als bis Paderborn kommt man in unserem Bundesland ja ohnehin nicht!

Thomas Traill, Klasse 10a, 03/04

Mathematik-Knobecke

Neue Aufgabe

<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; margin-bottom: 5px;">B x</div> <hr style="border: 1px solid black; margin: 5px 0;"/> <hr style="border: 1px solid black; margin: 5px 0;"/> <div style="border: 1px solid black; padding: 5px; margin-top: 5px; text-align: right;">x A</div>	<p>Ein großer gradliniger Kanal verläuft, wie links gezeichnet, zwischen zwei Dörfern A und B. Es soll eine Brücke über den Kanal geführt werden, die rechtwinklig zu den beiden Ufern verläuft. Die Brückenenden werden jeweils gradlinig mit den Dörfern A und B verbunden. Zwei mögliche Positionen für den Bau der Brücke werden ins Auge gefasst. Wo ist die Brücke zu bauen, wenn</p> <ol style="list-style-type: none"> a) die Straße, die A und B dann verbindet, möglichst kurz sein soll. b) die Wege, die man von A zum Brückenanfang, bzw. von B zum Brückenanfang zurückzulegen hat, jeweils gleichlang sein sollen. <p style="text-align: right;"><i>Bernd Kahmann</i></p>
---	--

„Original und Fälschung“

Diana Kirienko, Zeichnerin der Kleider-Grafik, freute sich über 30 richtige eingesandte Lösungen von Lesern des WJG-Infos. Mit der 8b löste sie die Gewinner aus: Kirah Roch (6e), Sandra Noack (10d), Thorben Bochenek (12), Marcel Janßen (7a), Alexander Gottschalk (8d), Nils Bollig (6d). Sie erwarten 3 Hauptpreise und 3 Trostpreise in Form von praktischem Werkzeug für künstlerische Gestaltung. Neue Rätselgrafiken können bei der Redaktion für das nächste WJG-Info eingereicht werden. Sie werden von der Fachgruppe KUNST prämiert.

Facharbeiten in der gymnasialen Oberstufe

Inzwischen ist die Verpflichtung von Schüler(inne)n der gymnasialen Oberstufe in der Jahrgangsstufe 12 (zu Beginn der Qualifikationsphase also), in einem der schriftlich gewählten Fächer anstatt einer Klausur eine Facharbeit (als praktische oder als Literatuarbeit) anzufertigen, schulischer Alltag geworden. Die Ergebnisse solcher Bemühungen im Rahmen dieses besonderen WJG-Infos vorzustellen, kann wegen des Umfangs von Facharbeiten lediglich mittels einer Zusammenfassung geschehen. Sollten aber Thema und Summary der beiden exemplarisch vorgestellten Arbeiten (denen zwei Grundkursarbeiten aus der Jahrgangsstufe 13, 03/04 folgen) Interesse geweckt haben, sind ausgewählte Facharbeiten zukünftig auf der Homepage des WJG zu finden.

E. Ponzelar-Warter

Das Phänomen des Alterns: Produkt der Umwelt oder genetisches Programm?

Es ist nun fast ein halbes Jahrhundert vergangen, seit der Wissenschaftler Dr. Denham Harman eine bahnbrechende Alterstheorie veröffentlichte, die erstmals weltweit für reges Interesse sorgte.

Sicherlich gab es auch schon vorher Versuche, eine Antwort auf das „Wie“ des Alterns zu ermitteln; doch wurde den bisherigen Theorien nicht die nötige Anerkennung entgegen gebracht.

Harman dagegen gelang mit seiner Theorie der freien Radikale der absolute Durchbruch auf gerontobiologischer Ebene.

Am Anfang seiner Untersuchungen ging er davon aus, dass bei enzymatisch beeinflussten Stoffwechselprozessen des Körpers molekulare Bruchstücke entstehen, und vertrat darüber hinaus die Meinung, dass diese in gewisser Weise eine Ursache für den Alterungsprozess sein könnten.

Einige der Nebenprodukte, die aus solchen chemischen Reaktionen resultieren, besitzen ein ungepaartes Elektron, wodurch Proteine, DNA, Fette und andere Moleküle im Organismus oxidiert werden können. Die Folgen solcher Oxidationsreaktionen sind Schäden an den körpereigenen Molekülen. Harman bezeichnete die Verursacher-Moleküle dieser zerstörerischen Prozesse als freie Radikale.

Diese Geschosse zeichnen sich besonders durch ihre hohe Reaktivität aus, da sie im Stande sind, mit nahezu allen Substanzen des menschlichen Organismus zu reagieren.

Aber nicht nur die hohe Reaktivität stellt für den Körper ein Problem dar, sondern auch die Tatsache, dass sie regelrechte Radikalkettenreaktionen auslösen können, indem sie zur Spaltung eines anderen Moleküls führen, wobei weitere Radikale entstehen.

Um nun diesem zerstörerischen Werk entgegenzuwirken, besitzt unser Körper Abwehr- und Reparaturmechanismen, die in der Lage sind, den angerichteten Schaden zumindest einzuschränken. So werden im Organismus sogenannte Antioxidantien gebildet, die eine chemische Reaktion mit den hochreaktiven Molekülen eingehen können, ohne dabei selbst in eine hochreaktive Verbindung überführt zu werden. Deshalb spricht man auch häufig in Bezug auf Antioxidantien von Radikalfängern.

Dabei muss man zwischen zwei Radikalfängergruppen differenzieren: zum einen den endogenen Radikalfängern, die vom Körper selbst produziert werden (funktionelle Gruppen wie solche, die als SH-Gruppen Schwefel und Wasserstoff enthalten, oder Enzyme wie die Katalase, Superoxiddismutase, die eine Zersetzung oder Umlagerung der Radikale bewirken), und zum anderen den exogenen Radikalfängern, die von außen, z.B. durch Nahrung (Vitamin C, E, Beta Carotin) an den Körper herangetragen werden müssen.



Dr. Denham Harman

Leider wurde jedoch auch inzwischen festgestellt, dass die Wahrscheinlichkeit, dass ein freies Radikal auf einen Radikalfänger stößt, bevor es einen Schaden anrichten kann, relativ gering ist.

Bei der Suche nach anderen Möglichkeiten, den bei normalen Stoffwechselprozessen entstehenden freien Radikalen „zu Leibe zu rücken“, stellte Harman des weiteren fest, welche Substanzen eigentlich diese hochreaktiven Prozesse auslösen. Bei diesen Substanzen handelte es sich um Stoffe, die nur von außen an den Körper herangetragen werden konnten, wie Nikotin, Ozon, Gammastrahlen, Mikrowellen, UV-Licht usw..

Aus dem Grund waren nach seiner Ansicht exogene Faktoren die Hauptursache des Alterns, weil diese durch die Bildung der freien Radikale den Verschleiß des Körpers

hervorrufen. Damit wurde Harman zum Vater der Fehler- und Verschleißtheoretiker der Gerontobiologie.

Allerdings wurde dieser Erklärungsversuch des Alterungsprozesses bereits wenige Jahre später durch den Biologen Dr. Leonard Hayflick widerlegt, der das Altern auf zellulärer Ebene untersuchte und damit das Gebiet der Cytogerontologie begründete. Hayflick beschäftigte sich vor allem mit der Frage,

ob das Altern nicht doch eher eine angeborene Eigenschaft des menschlichen Organismus sei, und wurde so zum Begründer der Programmtheorien der Altersforschung, die sich auf das „Wie“ des Alterns eine Antwort aus den Genen, d.h. durch die Wissenschaft der Genetik, erhoffen.

Hayflicks Versuchsobjekte waren Bindegewebszellen, sogenannte Fibroblasten, von denen man dachte, dass sie unbegrenzt teilungsfähig seien. Allerdings stellte der Biologe fest, dass diese menschlichen Zellen nur eine begrenzte Teilungszahl hatten, die bei etwa 50 Verdopplungen lag. Als die von ihm untersuchten Zellen die maximale Zahl ihrer Verdopplungen, das sogenannte „Hayflick-Limit“, erreichten, machte er die Beobachtung, dass die Zellen nach und nach abstarben. Anhand dieser Beobachtung gelang es ihm, zu belegen, dass alle Lebensvorgänge von Zellen eine begrenzte Dauer haben, die nicht temporal, sondern anhand der Teilungszahl feststellbar ist.

Nun stellte sich ihm jedoch weiterführend die Frage: Wo befindet sich dieses „Zählwerk“?

Bei einem weiteren Experiment ging er die Klärung dieser Frage an. Er arbeitete mit einer alten Zelle, die 40 Verdopplungen, und einer jungen, die erst 20 Verdopplungen hinter sich hatte, denen er jeweils den „älteren“ bzw. den „jüngeren“ Zellkern einpflanzte. Dabei beobachtete er, dass die Zelle, die nun den „jüngeren“ Kern in sich trug, sich noch ca. 30 mal teilte, während die Zelle mit dem „alten“ Zellkern bereits nach 10 Verdopplungen starb. Somit wusste er, dass sich das „Zählwerk“ im Zellkern der Zellen befindet.

Nachdem man nun also das sogenannte „Hayflick-Limit“ der Zellverdopplungen und deren Ort gefunden hatte, dachte man lange, dass somit unsere biologische Uhr unaufhaltsam weitertickt, bis die „Zeit“ gekommen sei. Und abgesehen von Bakterien als einzelligen Organismen kannte man bis dahin keinen mehrzelligen, der die Hayflick-Zahl durchbrechen konnte.

Jedoch schaffte es 1973 der sowjetische Wissenschaftler A.M. Olownikow, diese Grenze mit einem bestimmten Enzym, der Telomerase, zu durchbrechen:

An den Enden der Chromosomen befinden sich spezifische DNA-Endstrukturen, die als Telomere bezeichnet werden. Die Telomere sind für die Gerontologen interessant, da zwischen ihrer Länge und dem Alterungsprozess direkte Zusammenhänge gefunden wurden. Experimente in Zellkulturen ergaben, dass ihre Länge mit jeder Zellteilung abnimmt. Verkürzte Telomere sind für Seneszenzerscheinungen charakteristisch. So kann man von der Länge der Fibroblasten-Telomere direkt auf das Alter der Lebewesen, auch des Menschen, schließen. Unsere Telomere sind zu Zeiten der Geburt etwa 10.000 Basenpaare, im hohen Alter von 100 Jahren aber nur noch etwa 5.000 Basenpaare lang.

Allerdings stünde die Natur vor einem Problem, wenn die Verkürzung auch bei Keimzellen und Blutstammzellen

eintreffen würde, da so eine Übertragung von Erbinformationen von einer auf die nächste Generation aufgrund der sich während des Lebens ergebenden Chromosomenverkürzung nicht mehr möglich wäre.

Die Telomerase hat hier eine prophylaktische Funktion, da sie die Telomere wieder verlängern kann. Außerdem hat die Enzymaktivität der Telomerase zur Folge, dass Zellen sich unendlich häufig teilen können. Somit sind jene Zellen, in denen die Telomerase einer Verkürzung der Telomere entgegen wirkt, unsterblich, und damit konnte die Hayflick-Grenze einer im Genom einprogrammierten Verdopplungszahl von Zellen erstmals durchbrochen werden.

Natürlich heißt das nicht, dass wir nun unsterblich werden können, denn der Alterungsvorgang wird lediglich hinausgezögert. Heute existieren zwar Maßnahmen und Mittel, wie Hormon- oder Anti-Aging-Therapien, bei denen beispielsweise Hormonpillen eingenommen werden, die die Regeneration des Körpers fördern sollen, allerdings befinden sich diese Methoden erst in den Kinderschuhen und können das Altern zwar verlangsamen, jedoch nicht verhindern. Der Traum vom Jungbrunnen und dem ewigen Leben scheint somit noch in weiter Ferne zu sein.

Letztendlich ist der menschliche Organismus nicht dazu geschaffen, unsterblich zu sein, und dementsprechend ist es auch nur legitim, den Alterungsprozess als Defizitmodell zu bezeichnen.

Auf die Frage, ob nun die Programm- oder doch eher die Verschleißtheoretiker die richtige Antwort auf das Rätsel des

Alterns gefunden haben, kann ich nur entgegenen, dass die eine Theorie die andere nicht unbedingt ausschließt. So könnte doch die Antwort eine Kombination aus beiden Hypothesen darstellen, indem sich die Alterungsfaktoren und Komponenten beider Theorien im Zuge der Zeit summieren, bis der Körper den verschiedenen Einflussfaktoren der Natur unterliegt und stirbt.

Darüber hinaus stellt sich mir für den Versuch, mit allen möglichen Mitteln den Alterungsprozess hinauszuzögern, die Frage, ob das Leben im hohen Alter noch lebenswert ist. Der Biotechnologe Manfred Reiz hat das meiner Meinung ganz treffend formuliert: „Ziel kann nicht sein, dem Leben Jahre anzuhängen, sondern den Jahren Leben zu geben.“ Denn was bringt dem Menschen ein Rekordalter, wenn

ihm keine Lebensqualität gewährleistet werden kann? Unsere Wunschvorstellung entspricht doch weniger dem hohen Alter an sich als eher dem Wunsch, ein hohes Alter zu erreichen, ohne irgendeine das Leben erschwerende Degenerationserscheinung zu erleiden.



Natascha Yakoo, JgSt. 12, 03/04

Chorea Huntington (Veitstanz)

Eine im fortgeschrittenen Alter ausbrechende Erbkrankheit des Nervensystems von besonderer ethischer Brisanz



Der Name Chorea Huntington (griechisch Choreia = Tanz) stammt von den für diese Krankheit typischen unkontrollierten Bewegungen, einem torkelnden Gang oder dem sogenannten Grimassieren. Erstmals wurde die Krankheit Chorea Huntington 1841 von C.O. Watson beschrieben. Aber erst durch den amerikanischen Nervenarzt George Huntington (1851-1916)

aus Ohio wurde sie 1872 bekannt. Er fand heraus, dass es sich dabei um eine Erbkrankheit handelt. 1983 entdeckte man, dass sich das Gen, das für die Krankheit verantwortlich ist, auf dem kurzen Arm des Chromosoms 4 befindet. Danach dauerte es noch einmal zehn Jahre bis man das verantwortliche Gen identifizieren konnte. Das Huntingtin-Gen (expandierendes Gen) enthält einen Abschnitt, der aus Wiederholungen des Codons Cytosin-Adenin-Guanin (CAG-Repeat) besteht. Die Ursache für die Erkrankung ist also eine Verlängerung des CAG-Repeats, die durch Mutation hervorgerufen wird. Mit fünf bis zehn Erkrankten auf 100000 Menschen ist Chorea Huntington eine der häufigsten genetisch bedingten neurologischen Erkrankungen. Genetisch gesehen ist Chorea Huntington ein autosomal-dominantes Erbleiden mit nahezu vollständiger Penetranz (Manifestation in jeder Generation). Für jedes Kind eines Genträgers besteht daher ein Risiko von 50%, das defekte Gen geerbt zu haben.

Die ersten Symptome treten meist zwischen dem 35. und 45. Lebensjahr auf. Man unterscheidet zwischen neurologischen und psychischen Symptomen. Zu den neurologischen Störungen gehört, dass normale Bewegungsabläufe durch nicht kontrollierbare Bewegungsabläufe zeitweilig unterbrochen werden. Psychische Symptome sind z.B. Reizbarkeit und Unzuverlässigkeit. Aber auch Depressionen können bei einigen Patienten auftreten. Für die Diagnose der Krankheit gibt es verschiedene Methoden: einmal neurologische & bildgebende Untersuchungsmethoden (u.a. Elektro-Enzephalogramm, Computertomographie). Es besteht aber auch die Möglichkeit eines Gentests mit höherer Zuverlässigkeit als dies die neurologischen Methoden ergeben. Obwohl es heute diese verschiedenen Methoden gibt, fällt es vielen Menschen schwer diesen Test auch durchführen zu lassen, da Chorea Huntington nicht heilbar ist. Dies führt zu einem Dilemma, denn einerseits ist die Ungewissheit, ob man nun erkrankt ist, d.h. die Nachricht eines positiven Ergebnisses unerträglich; außerdem gibt der Test nicht nur über das eigene Schicksal Aufschluss, sondern auch über das von Eltern, Geschwistern und Kindern, selbst wenn die Krankheit noch nicht ausgebrochen ist.

Zur Therapie wäre zu sagen, dass zurzeit noch keine kausale Therapie (Ursachentherapie) existiert. Es ist allerdings schon möglich den Krankheitsverlauf durch eine ganzheitlich ausgerichtete Therapie positiv zu beeinflussen.

Christiane Imlintz, JgSt. 12, 03/04

Hör- und Interpretationstypologien



„Lesen ist gelenktes Schaffen.“ Mit diesem Satz beschreibt der französische Philosoph Jean-Paul Sartre seine Idee der literarischen „Rezeption und Interpretation“. Lesen (im literarischen Sinne) ist für Sartre kein passives Konsumieren einer Geschichte, sondern ein kreativer, phantasievoller Prozess, in welchem das lesende Individuum in sich eine subjektive literarische Welt erschafft. Dieser kreative Prozess wird durch die literarische Vorlage gelenkt. Übertrage diese Idee Sartres auf das Hören von Musik!

„Lesen ist gelenktes Schaffen“ - um diese Idee Sartres auf das Hören von Musik zu übertragen, bedarf es keiner sonderlich großen Willensanstrengung. Musik - ein viel älteres kulturhistorisches Phänomen als die Schrift - begeistert und bewegt die Menschheit seit Tausenden von Jahren. Niemand könnte Musik diese Wirkung haben, wenn das Hören ein rein passiver Vorgang wäre. Allein die Tatsache, dass wir zwischen Geräuschen, Klängen und tatsächlicher Musik unterscheiden, setzt ein aktives Mitwirken des Hörers voraus.

Also: Das Hören von Musik ist ein aktiver Vorgang. Und dies gilt nicht nur für Berufsmusiker, die z. T. beim Zuhören mental mitspielen. Die Idee des Komponisten nimmt beim Vorgang des Hörens in unseren Köpfen Gestalt an - wenn auch auf dem Umweg über den jeweiligen Interpreten. Jeder Interpret spielt die Musik anders und individuell und jeder Hörer nimmt sie unterschiedlich wahr - eine Art „kaleidoskopisches“ Phänomen. Wie ein Hörer Musik aufnimmt, hängt von seiner musikalischen Sozialisation und individuellen Situation ab. Je nach Stimmung kann einem dasselbe Musikstück mal unerträglich, mal wunderbar erscheinen. Asiatische Musik erscheint vielen Menschen aus dem abendländischen Kulturkreis einfach nur als schrecklich nervtötend; und die Phänomene der barocken Affektenlehre und Tonartensymbolik erschließen sich heute kaum mehr einem Hörer.

Aus diesem Grunde sieht Bessler das Hören als Wechselbeziehung zum musikalischen Schaffen der jeweiligen Zeit an (und dies könnte man auch noch auf den jeweiligen Kulturkreis erweitern). Seiner Meinung nach erfordert jede Epoche eine unterschiedliche Hörweise: Die Musik des 15. / 16. Jahrhunderts (z. B. die Messgesänge Palestrinas) soll man „vernehmen“; die Tanzmusik des 17. Jahrhunderts erfordert (auf Grund der Korrespondenzmelodik, der Einheit aus ähnlichen oder wechselnden Teilen) „gliedhaft-verknüpfendes Hören“; der Dualismus der Themen in der Klassik soll als Einheit erfasst und die Entwicklung in einem zusammenfügenden („aktiv-synthetischen“) Hörprozess nachvollzogen werden; die Romantik schließlich erfordert „passives Hören“, ein stimmungsvolles Einssein mit dem Strom der Musik. Der Prozess des Hörens wird also von der Vorlage gelenkt. Doch Bessler geht meiner Meinung nach zu wenig auf das hörende Individuum ein. Das Hören je nach Art der Epoche setzt gewisse

Kenntnisse über die Epoche und / oder unterschiedliche Strukturmerkmale der Musik voraus. Jeder Hörer hat jedoch einen individuellen Wissensstand, so dass jeder Hörer anders an Musik herangeht. Darüber hinaus setzt jeder Hörer andere Prioritäten: Der eine will die Musik vor allem „verstehen“ (analytische Wahrnehmung), der andere will sie vor allem „erleben“ (emotionale oder vegetative Wahrnehmung). Vielen erleichtert der emotionale Gehalt der Musik die Erschaffung einer Klangwelt, in der man aufgehen kann; dieser wird jedoch bedingt durch die Form, die Themen und die Motive des Musikstückes, welche quasi die Basis der erschaffenen Welt bilden (weshalb diese Basis auch bei allen Menschen gleich ist).

Achtet man außerdem nur auf die Emotionalität der Musik und gibt sich nur frei flutenden Emotionen und bildhaften Assoziationen hin (wie der „emotionale Zuhörer“ bei Adorno), so entgeht einem meiner Meinung nach ein ganz wesentlicher Teil der Musik. Solche Leute setzen ihrer Wahrnehmung selber Grenzen - ganz ähnlich wie der „Ressimenthörer“ (oder auch der „Jazz-Experte“), der sich in eine Sondersphäre zurückzieht, das offizielle Musikleben und den subjektiven Ausdruck ablehnt und statt dessen eine Ideologie der „inneren Werte“ „seiner“ Epoche kultiviert. Im Gegensatz dazu hört der „Bildungskonsument“ zwar viel und ist gut informiert, aber seine atomistische Hörweise versagt ihm den tieferen Einblick in die strukturellen Zusammenhänge, wie ihn der „gute Zuhörer“ und vor allem der „Experte“ haben.

Die Art der erschaffenen subjektiven Welt hängt laut Adorno also vom Hörertyp ab; der Satz „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“ (Wittgenstein) ist auch auf das Hören von Musik übertragbar.

Doch wie verhält es sich mit denen, die Adorno als „Gleichgültige“ und „Unmusikalische“ bezeichnet? Ihm zu Folge ist solch ein Verhalten auf Schäden in der frühkindlichen Erziehung zurückzuführen. Hirnforscher haben mittlerweile aber

festgestellt, dass es tatsächlich so etwas wie eine angeborene „Amusie“ gibt, die diese Menschen unfähig macht, Musik zu verarbeiten. Solche Leute können also zwangsläufig Musik nur vollkommen passiv konsumieren. Ähnlich verhält es sich mit dem „Unterhaltungshörer“, für den Musik nur eine Art der Zerstreuung ist, unterbrochen durch sporadische Augenblicke der Aufmerksamkeit und des Wiedererkennens. Oder, in anderen

Worten: Er praktiziert das, was Rauhe „zerstreute Rezeption“ nennt, nämlich vorbewusste, unverarbeitete Wahrnehmung scheinbar unaufdringlicher Musik.

Mit dieser und auch mit den anderen Rezeptionskategorien Rauhes das „unbewusste Hören“ betreffend (nämlich „motorisch-reflektorische“ und „assoziativ-emotionale“ Rezeption) stoßen wir an die Grenzen der auf das Hören übertragenen Idee Sartres. Beim „unbewussten Hören“ handelt es sich nämlich tatsächlich um ein (zumindest zum größten Teil) passives Konsumieren von Musik. Allerdings bestätigen die Rezeptionskategorien des „bewussten Hörens“ Sartres Idee um so mehr. Ob nun „empathische Rezeption“

(bewusstes Hingeben, einführendes Hineinversetzen in die Musik, dabei tendenziell ganzheitliches Erfassen), „strukturelle Rezeption“ (mitdenkendes, aus Details Zusammenhänge schaffendes Hören und Nachvollziehen der Musik) oder „subjektorientierte Rezeption“ (Musik als Spiegel zur Selbsterkenntnis), immer handelt es sich um einen kreativen, phantasievollen Prozess des hörenden Individuums.

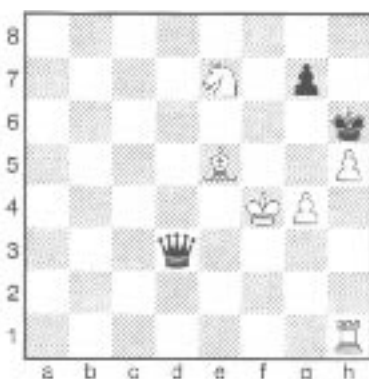
Am besten ist jedoch meiner Meinung nach das „integrative Hören“, das sowohl strukturelles als auch affektives Hören beinhaltet. Nur durch das ganzheitliche Hören kommt man in den ungetrübten Genuss der gehörten Musik; denn auch hier gilt: „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.“

Anna Traut, GK-Klausur Musik. Jgst.13, 03/04



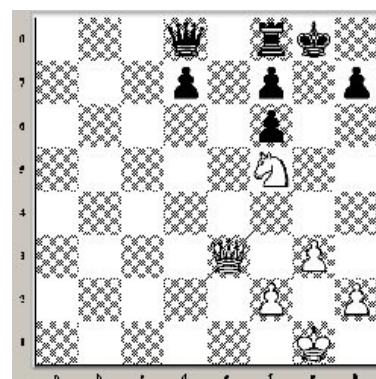
Schach-Ecke

Lösung :



Schwarz ist am Zug.
Er zieht g7-g5 und sagt „schachmatt“.
Aber Weiß kontert mit h5 x g6 (en passant), gewinnt einen Bauern und verbessert seine Position.

Neue Schachaufgabe :



Weiß ist am Zug und gewinnt in wenigen Zügen.

G. Güthoff

Bert Brechts Gedicht „An die Nachgeborenen (1939)“

An die Nachgeborenen

I

Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!
Das arglose Wort ist töricht. Eine glatte Stirn
Deutet auf Unempfindlichkeit hin. Der Lachende
Hat die furchtbare Nachricht
Nur noch nicht empfangen.

Was sind das für Zeiten, wo
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!
Der dort ruhig über die Straße geht
Ist wohl nicht mehr erreichbar für seine Freunde
Die in Not sind!

Es ist wahr: ich verdiene noch meinen Unterhalt
Aber glaubt mir: das ist nur Zufall. Nichts
Von dem, was ich tue, berechtigt mich dazu, mich sattzuessen.
Zufällig bin ich verschont. (Wenn mein Glück aussetzt, bin ich verloren).

Man sagt mir: Iß und trink du! Sei froh, daß du hast!
Aber wie kann ich essen und trinken, wenn
Ich dem Hungernden entreiße, was ich esse, und
Mein Glas Wasser einem Verdurstenden fehlt?
Und doch esse und trinke ich.

Ich wäre gerne auch weise.
In den alten Büchern steht, was weise ist:
Sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit
Ohne Furcht verbringen
Auch ohne Gewalt auskommen
Böses mit Gutem vergelten
Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen
Gilt für weise.
Alles das kann ich nicht:
Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten.

II

In die Städte kam ich zur Zeit der Unordnung
Als da Hunger herrschte.
Unter die Menschen kam ich zu der Zeit des Aufruhrs
Und ich empörte mich mit ihnen. So verging meine Zeit
Die auf Erden mir gegeben war.

Mein Essen aß ich zwischen den Schlachten
Schlafen legte ich mich unter die Mörder
Der Liebe pflegte ich achtlos
Und die Natur sah ich ohne Geduld.
So verging meine Zeit
Die auf Erden mir gegeben war.

Die Straßen führten in den Sumpf zu meiner Zeit.
Die Sprache verriet mich dem Schlächter.
Ich vermochte nur wenig. Aber die Herrschenden
Saßen ohne mich sicherer, das hoffte ich.
So verging meine Zeit
Die auf Erden mir gegeben war.

Die Kräfte waren gering. Das Ziel
Lag in großer Ferne
Es war deutlich sichtbar, wenn auch für mich
Kaum zu erreichen.
So verging meine Zeit
Die auf Erden mir gegeben war.

III

Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut
In der wir untergegangen sind
Gedenkt
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht
Auch der finsternen Zeit
Der ihr entronnen seid.

Gingen wir doch, öfter als die Schuhe die Länder wechselnd
Durch die Kriege der Klassen, verzweifelt
Wenn da nur Unrecht war und keine Empörung.

Dabei wissen wir doch:
Auch der Haß gegen die Niedrigkeit
Verzerrt die Züge.
Auch der Zorn über das Unrecht
Macht die Stimme heiser. Ach, wir
Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit
Konnten selber nicht freundlich sein.

Ihr aber, wenn es so weit sein wird
Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ist
Gedenkt unsrer
Mit Nachsicht.



Bertolt Brecht, der von 1898 bis 1956 lebte, erlebte eine Zeit, die permanent von Unruhen, Krieg und Elend geprägt war: Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, Weltwirtschaftskrise, Drittes Reich, Zweiter Weltkrieg, danach bis zu seinem Lebensende Kalter Krieg.

Brecht als Kommunist verspürte sein ganzes Leben lang den Drang, gegen die bestehende kranke Gesellschaft arbeiten zu müssen. Dieser Drang setzte den Rahmen für sein Schaffen. In dem vorliegenden Gedicht resümiert Brecht sein Leben und seine Zeit, insbesondere unter dem Aspekt des Konflikts zwischen den normalen menschlichen Bedürfnissen und dem Gefangensein in einer bestimmten Zeit und Gesellschaft.

Diese Zeit ist menschenfeindlich, eine finstere Zeit (Z.1, 30, 39). Damit ist in Teil I die Zeit des Nazi-Regimes gemeint: Einem Teil der Gesellschaft geht es gut. Dieser Teil, zu dem sich erstaunlicher Weise auch Brecht hier zählt, verdient seinen Unterhalt (Z. 12), hat genug zu essen und zu trinken. Manche dieser Menschen sind „arglos“, sind sorgenfrei und haben eine „glatte Stirn“ (Z. 2), können noch lachen (Z. 5), über Bäume sprechen (Z. 7) und „ruhig über die Straße“ gehen (Z. 9). Aber Menschen, die in einer solchen Zeit und Gesellschaft

so unbekümmert sein können, kümmern sich entweder nicht um Fragen wie Recht und Unrecht, um „Freunde / die in Not sind“ (Z. 10/11), oder wissen nichts von dem Preis, den andere für ihren Wohlstand zahlen müssen: „Der Lachende / Hat die furchtbare Nachricht / Nur noch nicht empfangen“ (Z. 3 - 5).

Brecht selbst allerdings weiß um die Ungerechtigkeit besonders seiner Zeit und befindet sich deshalb in einem inneren Konflikt: Einerseits muss er essen und trinken, andererseits quält ihn der Gedanke, dass andere in dieser kapitalistisch

orientierten Gesellschaft verhungern und verdursten. Einerseits weiß er, dass es weiser wäre, „[s]ich aus dem Streit der Welt [zu] halten“ (Z. 23) und „Böses mit Gutem [zu] vergelten“ (Z. 26), andererseits kann er die Ungerechtigkeit keinesfalls ignorieren oder gar hinnehmen und sein Leben unbekümmert leben, isoliert von den Mitmenschen in Not (vgl. auch Brechts Gedicht „Schlechte Zeit für Lyrik“). So ergibt sich für Brecht das Bild einer Zeit der menschlich unhaltbaren Kompromisse, eben eine „finstere Zeit“.

Wie sich im Einzelnen sein Leben in dieser „finsternen Zeit“ abgespielt hat, beschreibt er in Teil II des Gedichtes. Die Epochen der deutschen Geschichte, die ich anfangs umrissen habe (den Ersten Weltkrieg mit den daraus resultierenden Unruhen der Weimarer Republik, die wiederum mündeten im Ruf nach dem starken Mann, der dann im Dritten Reich erhört wurde), hat Brecht intensiv, aber anders erlebt: als eine mehr oder weniger einheitliche Epoche, nämlich die des notwendigen Scheiterns des Kapitalismus und des Aufstands eines Teils der Menschheit gegen die fundamentale Ungerechtigkeit des Systems und gegen die festen Burgen der wirtschaftlich und politisch Herrschenden, gegen alle also, denen es unverdienter Weise, auf Kosten der Mitmenschen, gut geht.

So beginnt Brecht seinen Rückblick auf sein Leben damit, dass er in diese Epoche hinein geboren wurde, sich den Kommunisten anschloss („Und ich empörte mich mit ihnen“, Z. 34), in ihren Reihen mitkämpfte und sein Leben den Erfordernissen der Situation unterordnete (Z. 37 - 40).

Er kann es aber nicht verhindern, dass in dieser Zeit alles schlecht ist und jeder Weg, den man einschlägt, „in den Sumpf“ führt (Z. 43). Alle Bemühungen, etwas zum Guten hin zu verändern, scheinen vergeblich. Allerdings hofft er, die Herrschenden wenigstens etwas verunsichern und damit auf ihrem schlimmen Weg hemmen zu können (Z. 45/46).

So ist das Fazit, das er in Teil II seines Gedichtes selber aus seinem Leben zieht, als liege es bereits hinter ihm, Folgendes:

Geboren in einer Zeit des Unrechts, versuchte er, die Gesellschaft zu verändern, konnte zwar nicht viel bewirken, behielt aber immer unbeirrt sein Ziel, die Durchsetzung des Kommunismus, vor Augen.

Dass er trotz seines persönlichen Unvermögens an die Verwirklichung dieses Endziels glaubt, zeigt sich in Teil III des Gedichtes, wenn er die Vision einer Zeit entwickelt, in der die Menschen der Finsternis „entronnen“ sind (Z. 59/60), „wenn es so weit sein wird / Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ein Helfer ist“ (Z. 71/72).

In diesem Appell an die Nachwelt charakterisiert Brecht sich selber, da er glaubt, sich und seine Verhaltensweisen den „Nachgeborenen“ erklären zu müssen.

Wissend, dass die Adressaten seines Gedichtes in einer paradisischen, konfliktfreien Welt leben, in der sie nicht mehr hin und her gerissen werden zwischen politischen Zielen und weisen Philosophien und deshalb Brechts Leben, Lehren und Werke abschätzig beurteilen werden, rechtfertigt sich Brecht: Er, der sich noch im Klassenkrieg (Z. 62) befunden habe, habe „nicht freundlich sein“ können, obwohl er „den Boden bereiten wollte[...] für Freundlichkeit“, er habe nicht „weise“ (Z. 21), ohne „Haß“ und „Zorn“ (Z. 65, 67) leben können.

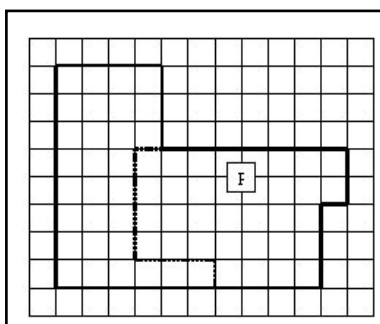
Im Paradies, d.h., wenn die Ideen des Kommunismus Wirklichkeit geworden sind, könne man sich feine Weisheit erlauben, aber in der Welt des Kapitalismus sei das schlichtweg unmöglich.

So charakterisiert Brecht sich als Mensch, der in seinen Dichtungen gerne das Schöne thematisiert und geschaffen hätte, dafür aber leider zu früh geboren wurde. Im Gegensatz zu Gottfried Benn (siehe Bennis Rundfunk-Dialog: „Können Dichter die Welt verändern?“) sieht Brecht das Ästhetische, Wahre und Gute in seiner Zeit als einen Luxus an, den man sich nur leisten könnte in einer Welt, in der die Grundbedürfnisse aller Menschen befriedigt werden können.

Annabelle Wirtz, GK-Klausur Deutsch. Jgst.13, 03/04

Mathematik-Knobecke

Lösung WJG-Info 04-03/04



Optimallösung für die Wüstenaufgabe aus dem WJG-Info 3-03/04

Abkürzungen :St_{0,25} (St_{1,5})= 0,25 (1,5) Tagesmärsche vom Ausgangspunkt; TR = Tagesration. Bringen sie 1TR zu St_{0,25} (hierzu sind 1,5TR notwendig). Starten sie dann mit 5TR, entnehmen sie 0,25TR an St_{0,25} und gehen bis St_{1,5}, wo sie 2,5TR lagern. Sie kommen dann gerade bis St_{0,25} zurück, dort 0,25 TR für den Rest des Weges entnehmen. Dann mit Fahne und 5TR losmarschieren 0,25 TR beim Passieren von St_{0,25} und 1,25 beim Passieren von St_{1,5} entnehmen und bis zum Ziel wandern (Fahne aufstellen nicht vergessen!!) und zurück zu St_{1,5}. Dort die restlichen 1,25TR schultern, bis St_{0,25} gehen, hier die verbliebenen 0,25 TR entnehmen und zum Ausgangspunkt zurück!

Bernd Kahmann

Probleme? Probleme ? Probleme?

Vielleicht kann ich dir / euch helfen?

Sprechstunde / Beratung:

Beratungsraum:



Probleme? Probleme ? Probleme?

Dienstag 5. & 6. Stunde / Mittwoch 2. & 3. Stunde

SV-Raum

Gabi Kahmann

Alles Elite - oder was?

Da saß ich nun in meinem Auto auf dem Weg nach Wesseling, zwischen Köln und Bonn gelegen, und malte mir aus, was mich wohl in den nächsten Tagen erwarten würde. Sozusagen als „Abschiedsgeschenk“, am Ende meiner schulischen Laufbahn, war ich vom WJG für die Eichholzer Abiturienten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung gemeldet worden.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung ist eine eher konservativ geprägte Institution zur Förderung der christlichen Demokratie. Dadurch ist es auch zu erklären, dass sie im Allgemeinen der

CDU sehr nahe steht. Die Stiftung bietet neben Seminaren und Schulungen für Schüler(innen) und Politiker(innen) vor allem eine (meist finanzielle) Begabtenförderung für herausragende Studenten und Studentinnen an.

Das viertägige Seminar der Akademie für deutsche Schülerinnen und Schüler der zwölften oder dreizehnten Klassen mit besonderen Lernleistungen sollte unter dem Leitthema „Die USA und Deutschland: eine Partnerschaft und ihre Bewährungsproben“ stehen.

Ich stellte mir unter diesen Vorzeichen eine Gruppe von steif angezogenen Eliteschülern vor, die mit ihren Schulnoten nur so protzten und den

ganzen Tag nichts anderes zu tun hätten, als über verschiedenste schulische und politische Dinge zu diskutieren, um möglichst intelligent zu wirken und ihrem Ruf zu entsprechen.

Des Weiteren erwartete ich eine Art Propagandaveranstaltung für die Christdemokraten, was mit meinen doch äußerst sozialdemokratischen Ansichten natürlich im völligen Konflikt stand.

Aber es sei vorweg gesagt: Diese Befürchtungen meinerseits erfüllten sich in keiner Weise...

Schon bei meiner Ankunft legte sich das flauere Gefühl im Magen. Das Bildungszentrum Eichholz stellte sich als altes Schloss heraus, das restauriert und zum Seminarhotel umfunktioniert worden war. Wie mir ein Blick auf die Teilnehmerliste verriet, waren 93(!) Schülerinnen und Schüler aus ganz Deutschland zur Akademie eingeladen worden, die sich nun im etwas stickigen Hörsaal (bei 30°C im Schatten und fehlender Klimaanlage kein Wunder) versammelt hatten und mit unsicher umherschweifenden Blicken den Begrüßungsworten der Akademieleitung mehr oder weniger Aufmerksamkeit schenkten.

Das Programm war für jeden Tag aufgeteilt in zwei Vorträge vormittags sowie zwei am Nachmittag, die abendliche Veranstaltung war jeweils freiwillig.

Die Akademie begann mit einem Vortrag des Bonner Uni-Professors Scholtyseck zum Thema „Geschichte der deutsch-amerikanischen Beziehungen“. „Geschichte, wie langweilig. Das geht ja schon super los!“, stöhnte mein Sitznachbar, und ich musste mir eingestehen, dass ähnliche Gedanken auch in meinem Kopf herumschwirrten.

Zu meiner Verwunderung zeigte sich aber, dass dieses sowie alle anderen neun Referate, die noch folgen sollten, jederzeit

äußerst interessant und informativ waren, was zum einen an den wirklich hervorragenden Referenten, zum anderen auch an den Akademie-Teilnehmer(inne)n selbst lag. Zu jedem Referat waren nämlich mindestens 45 Minuten Diskussionszeit vorgesehen. Während dieser Zeit waren kritische Stellungnahmen und Diskussionsbeiträge der Teilnehmer(innen), sogar bis hin zu bissigen Fragen nicht nur möglich, sondern geradezu erwünscht.



Vor allem die Debatten über den Irak-Krieg sowie die Geschehnisse auf Guantanamo und am 11. September 2001 waren besonders hitzig. Die Frage, ob die USA das Recht haben, in verschiedenste Länder einzumarschieren und „Weltpolizei“ zu spielen, spaltete die Gruppe oftmals in zwei Lager, in Kriegsgegner und –befürworter. Besonders der amerikanische Journalist Don F. Jordan, der hier in Deutschland für Presse und Fernsehen arbeitet, sowie der Chairman der Republicans Abroad Germany, Henry Nickel, verteidigten die Politik der US-Regierung unter George W. Bush vehement und vermittelten das typische Bild des sehr religiösen,

patriotischen Amerikaners. Die Vehemenz der Verteidigung der US-amerikanischen Politik zeichnete für uns ein Bild von Amerikanern als wenig selbstkritisch und deshalb arrogant.

Zwischenzeitlich verstummte die Gruppe aber auch und geriet ins Staunen. Als zum Beispiel die erst 27-jährige US-Diplomatin Stephanie Wickes, die extra aus Berlin eingeflogen wurde, erzählte, dass sie bereits seit sieben Jahren für US-Botschaften in aller Welt arbeite und erst kürzlich aus Nigeria hierher nach Deutschland gezogen sei. Oder als von Dr. Naujokat, einem Dozenten für US-Gaststudenten, berichtet wurde, dass vom US-Präsidentenwahlkampf mehrere Milliarden Dollar verschlungen werden.

Dies sind für mich ganz klar zwei typische Aspekte des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten, die sowohl positiv als auch negativ gesehen werden können. Zum einen ist es natürlich äußerst beeindruckend, wenn eine 20-jährige Dame ohne vorherige politische Erfahrung Diplomatin ihres Landes werden kann. In Deutschland ist dies ohne eine langjährige Ausbildung nicht möglich, so dass sich hier natürlich die Frage stellt, welche Methode sich im Endeffekt als erfolgreicher und gewinnbringender erweist. Auch werden bei uns nicht so immense Summen für den Wahlkampf ausgegeben, wobei man auf der anderen Seite aber auch sehen muss, dass sich der Großteil der Amerikaner durch diesen Show-Wahlkampf beeindrucken lässt und die politischen Ziele der jeweiligen Parteien für sie eher nachrangig zu sein scheinen.

Zurück zum Seminarverlauf:

Der Oberkommandeur der US-Luftwaffe in Ramstein, Roderick Dorsey, erzählte am dritten Tag zusammen mit seiner Frau vom nicht immer einfachen Leben hier in Deutschland, aber auch

vom Irak-Krieg, den er vor Ort erlebt hatte. Wie diese Soldaten und deren Verwandte mit dem eigenen Leben und Tod, aber auch mit dem Gedanken des Tötens anderer Menschen umgehen, ist für viele von uns sicherlich nicht vorstellbar und für mich selbst eher abschreckend.

Attraktionen im Verlaufe der Akademie waren vor allem der Ausflug zum Soldatenfriedhof im Hürtgenwald (dort fand im zweiten Weltkrieg die größte Schlacht auf deutschem Boden statt) sowie der Besuch von 25 jungen Amerikaner(inne)n, die an einem Austauschprogramm teilnahmen und von ihren Erfahrungen hier in Deutschland berichteten. In der Diskussion mit den Jugendlichen konnten viele Vorurteile, die auf beiden Seiten gegenüber dem jeweils anderen Land bestanden, ausgeräumt und neue Erkenntnisse bezüglich der Kulturen und Lebensweisen gewonnen werden.

An den Abenden des Seminars bestand jeweils die Möglichkeit, sich mit den anderen Teilnehmer(inne)n zusammensetzen und sich gegenseitig kennenzulernen. Auch die Option, das Bonner Nachtleben auszukosten, war gegeben, was natürlich viele, so auch ich, taten. So kam es, dass kaum ein Teilnehmer an einem Abend früher als um eins im Bett war, was natürlich das pünktliche Antreten zum ersten Vortrag des nächsten Morgens nicht gerade förderte. Hiermit ging man jedoch seitens der jederzeit freundlichen und hilfsbereiten Akademieleitung sehr kulant und großzügig um.

Als ich nach vier Tagen Abiturienten-Akademie auf Gut Eichholz dann wieder in meinem Auto saß, diesmal aber auf der

Rückfahrt, konnte ich das folgende Fazit ziehen:

Die Teilnahme am Abiturienten-Seminar hat mir jede Menge Spaß und neue Informationen gebracht. Ich habe aber auch viele interessante, keineswegs abgehobene Leute kennengelernt, was bei einem geschätzten Abiturdurchschnitt über alle anwesenden Schüler(innen) von ca. 1,5 vielleicht nicht die Regel ist. Sicherlich waren Leute dabei, die berichteten, dass sie noch nicht wüssten, ob sie in Oxford oder Cambridge studieren sollten, so dass man sich ein Schmunzeln nicht verkneifen konnte. Alles in allem waren es aber völlig normale Menschen.



Auffällig waren allerdings die meist recht großen Unterschiede im Schulsystem der verschiedenen Bundesländer, aus denen die Schülerinnen und Schüler nach Bonn angereist waren. Wo in Bayern und Baden-Württemberg das Abitur in 12 Jahren mit Hilfe von 5 Leistungskursen und Unterricht von Montag bis Samstag absolviert werden muss, geschieht dies in NRW und weiteren nördlicher gelegenen Bundesländern immer noch innerhalb von 13 Jahren und mit 2 Leistungskursen. So lässt sich meiner Meinung nach auch das starke Leistungsgefälle beim PISA-Test innerhalb Deutschlands erklären. Ein Umschwenken im NRW-Schulsystem hin zu mehr Leistungsforderung und

Lernförderung wäre sicherlich angebracht, um diese Disparitäten auszugleichen.

Zum Schluss bleibt mir nur zu wünschen, dass zukünftig weitere Schülerinnen und Schüler des WJG den Weg zur Abiturientenakademie der Konrad-Adenauer-Stiftung nach Wessling finden werden. Sie werden es nicht bereuen.

Alexander Schwan, Abiturjahrgang 2004

Termine

Samstag	20.11.04	10 – 13 Uhr	Tag der Offenen Tür (Viertklässler + Eltern)
Mo./Dienstag	22./23.11.04		Projekt: Lernen lernen (JS-Leiterinnen/JS 11)
Freitag	26.11.04	10 – 13 Uhr 15:30 – 18:30	1. Elternsprechtag des Schuljahres 2004/05
Donnerstag !! geänderter Termin!!	02.12.04	9 – 14:00 Uhr	1. Studientag 04/05 f. Oberstufe/Kollegium / interessierte Eltern (unterrichtsfrei f. Sek. I)
Donnerstag	02.12.04	19:30 Uhr	Info-Abend f. Eltern (Viertklässler, WJ-Halle)
Montag	06.12.04	8 – 13:30 Uhr	Treffen d. Kl.stufe 5, Arche/Brücke
Freitag	17.12.04	19:30 Uhr	Weihnachtskonzert, St. Peter, Hinsbeck
Donnerstag	23.12.04	8:00 Uhr	Ökumen. Weihnachtsgottesdienst/Alte Kirche
Fr. – Freitag	24.12.-7.1.05		Weihnachtsferien
Donnerstag	20.1.05	19:30 Uhr	2. Info-Abend f. Eltern (Viertklässler, WJ-H.)
Mo.-Freitag	31.1. – 4.2.05	Sonderplan	Studien- u. Berufswahlorientierung d JS 12
Dienstag	02.2.05		2. Studientag d. Koll. (unterr.frei f. Sek I + II)
Mo./Dienstag	07. +08.2.05		Rosenmontag/Veilchendienstag (unterrichtsfrei, Di. nur für Schüler)
Mittwoch	09.2.05	8.00 Uhr	Kath. Aschermittwochgottesdienst in St. Seb. Ev. Gottesdienst in der evangelischen. Kirche
Freitag	11.2.05	11:30 Uhr	Zeugnisausgabe (Kurzstunden)
Montag	14.2.05	19:30 Uhr	Info f. d. Stufe 10 (Eltern u. Schüler), WJH
Freitag	18.2.05	ab 19.00 Uhr	Ehemaligentreffen im Foyer des WJG

Unser Ginkgo



In der kleinen Grünanlage vor dem Kunstraum am Fahrradunterstand wächst ein prächtiger Ginkgo-Baum schlank empor. Gleich daneben fällt seit Anfang des Jahres ein Stein mit einer erläuternden Inschrift auf. Mit Baum und Stein hat es folgende Bewandnis:

Am Buß- und Betttag des Jahres 1997 beteiligte sich ein Religionskurs der

Jahrgangsstufe 11 an einem landesweiten Baumpflanzprojekt der Jugend mit dem Motto: „Baum gegen Vergessen“. Die Stadt stiftete uns den Ginkgo und Herr Ottmann als Vorsitzender des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge nahm im Ingenhovenpark die Pflanzung vor. Im Jahr darauf kam der von Christoph Pasch aus Kempen modellierte Inschriftenstein dazu, eine Spende der Stadtwerke. Nicht lange darauf wurde der teure Baum mit roher Gewalt zerstört und auch ein vom Verkehrs- und Verschönerungsverein gestifteter Ersatzbaum fiel Vandalismus zum Opfer. Nunmehr auf Schulgelände, an einem hoffentlich sicheren Platz, ist der unmittelbare Bezug von Baum und Stein eher

noch besser zu erkennen als auf der weitläufigen Wiese am Teich im Ingenhovenpark. Ein stilisiertes Ginkgoblatt zierte den Stein auf der Vorderseite. Neben dem Motto: „Wachsen im Frieden“ sind die Buchstaben WJG und VDK sowie das Pflanzdatum und die fünf Kreuze als Logo des Volksbundes zu erkennen. Warum nun gerade der Ginkgo als Symbolträger geeignet ist, kann man dem folgenden Bericht der ehemaligen Jahrgangsstufe 11 entnehmen: „Der Ginkgo-Baum ist Symbolbaum gegen das Vergessen, weil nach dem Atombombenabwurf in Hiroshima ein alter Ginkgo-Baum wieder neu austrieb. Er erzählte so von der Kraft des Lebens, dass er zur Arbeit für den Frieden mahnt. Man darf die Schrecken der Kriege nicht vergessen. Überall auf der Welt haben seitdem Jugendliche solche Erinnerungsbäume gegen das Vergessen gepflanzt.“



Ludwig Halberstadt

Freundschaft in der Hölle: eine Ausstellung über das KZ Ravensbrück

Normalerweise ist der Große Saal eines Rathauses ja wohl dem Stadtrat vorbehalten, aber Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. So auch am Donnerstag, dem 24. Juni 2004, als wir, die Klassen 10a und 10b mit Herrn Halberstadt und Frau Wernitz, dort eine Ausstellung über das in der Nähe von Berlin gelegene Konzentrationslager Ravensbrück besuchten. Aus diesem Anlass wurde uns der Zugang ins „Allerheiligste“ des Lobbericher Rathauses gewährt.

Hier machten wir Bekanntschaft mit Elisabeth Prégardier, die sich während ihres Berufslebens für die Unterdrückten dieser Welt, beispielsweise die Armen in Lateinamerika, eingesetzt hat und sich auch heute, nach ihrer Pensionierung, noch dafür engagiert. Anwesend war auch Frau Kleinewefers, die damals Verwandte in Ravensbrück hatte.

Frau Prégardier erschloss uns die Ausstellung beeindruckend und machte uns bekannt mit den Schicksalen einer Auswahl von Frauen, die nach Ravensbrück deportiert worden waren. Das Besondere an Ravensbrück war, dass es ein Konzentrationslager ausschließlich für Frauen war.

Während Hitlers Herrschaft in Deutschland erlebten deutsche Frauen einen Tiefpunkt ihrer Achtung. Sie wurden bei den „Blut-und-Boden“-mythischen Nationalsozialisten als wenig mehr denn Mittel zur Ausdehnung der „arischen Rasse“ betrachtet. „Nichtarische Frauen“ lagen somit in der Bewertung ganz unten, und es waren vor allem solche Frauen, die im Konzentrationslager Ravensbrück landeten.

Die Verhaftungsgründe waren nach heutiger Beurteilung zumeist ausgesprochene Geringfügigkeiten. Eine Krankenschwester wurde beispielsweise aufgegriffen, weil sie anderen, die ein Hitlerbild schmückten, zugerufen hatte, sie sollten „doch den

Quatsch lassen“. Eine andere Frau, die gerade in ihrem Garten Erdbeeren pflückte, hatte einen vorbeifahrenden Zug mit KZ-Häftlingen gesehen, die hungrig auf ihre Ernte blickten. Ihnen ein paar Früchte zu geben reichte: Sie hätte gleich mit einsteigen können. Auch sie kam nach Ravensbrück.

Die Bedingungen dort waren dieselben wie in jedem anderen Lager: Wer arbeiten konnte, der schuftete sich zu Tode oder überlebte nur mit viel Glück die Haft; wer nicht arbeitsfähig war, wurde gleich zu Beginn getötet. Es war eine der Höllen, die Menschen immer wieder auf dieser Erde schaffen. Überleben, falls man es bei all den Qualen wirklich wollte, war nur durch Freundschaft und durch Kondition beim Einzelnen möglich.

Manche Menschen, die sich öffentlich gegen Hitler absetzten, kamen erst gar nicht ins Konzentrationslager, sondern wurden sofort außerhalb hingerichtet. Zu ihnen zählte Sophie Scholl, die mit ihrem Bruder Hans die Widerstandsorganisation „Die Weiße Rose“ gegründet hatte. Sie dürfte wohl zu den bekanntesten Opfern der nationalsozialistischen Zeit gehören.

Nachdem Frau Prégardier uns von diesen und einigen anderen Frauenschicksalen erzählt hatte, besahen wir uns Vitrinen im Vorraum, in denen die Lebensläufe dieser Frauen dokumentiert waren. Einige von uns waren hier allerdings

der Meinung, eine solche Ausstellung müsse noch mehr als nur Vitrinen beinhalten. Nichtsdestoweniger war der Rathausbesuch es wert, dass hierfür die ganzen zwei letzten Schulstunden geopfert wurden.

Thomas Traill, Klasse 10a, 03/04



Informationsveranstaltung zur FernUni Hagen

Gegen Ende des letzten Schuljahres besuchte uns Frau Roßbach vom Studienzentrum Krefeld, um uns über die FernUni Hagen zu informieren.

Die FernUni Hagen besteht seit 1974 und ist die wohl bekannteste Einrichtung dieser Art. Von ihrer Grundstruktur her unterscheidet sie sich nicht von den konventionellen Universitäten. Die Studieninhalte werden aber hier über Lehrmedien wie Studienbriefe, Computerlernprogramme, Audio- und Videokassetten sowie unter Nutzung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien über das Internet (FernUni-Online) vermittelt.

So haben auch Berufstätige, Azubis, Wehr- und Zivildienstleistende sowie Studierende im Ausland die Möglichkeit des wissenschaftlichen Hochschulstudiums, von der Weiterbildung bis hin zu einem akademischen Studienabschluss.

Besonders interessant für uns Schüler(innen) war die Tatsache, dass die FernUni Hagen seit zwei Jahren sogenannte Akademiestudiengänge anbietet und somit Jugendlichen

ermöglicht, schon während der Schulzeit ein Studium zu beginnen oder in ein späteres eventuelles Studiengebiet „reinzuschnuppern“. Man braucht jedoch viel Selbstdisziplin, Durchhaltevermögen und vor allem Frustrationstoleranz, um das Studium zusätzlich zur Schule durchzuziehen.

Nachdem man zu Hause den Stoff durchgearbeitet hat, ist eine Prüfung an einem von der Universität festgelegten Ort abzulegen. Die so erworbenen Leistungsnachweise werden auch von den konventionellen Universitäten anerkannt.

Interessierte können sich bei Frau Roßbach im Studienzentrum Krefeld weiter informieren:

Tannenstraße 79

Postfach 2740

47727 Krefeld

Tel.: 02151/862591

Jutta.Rossbach@FernUni-Hagen.de

Nadine Gruteser und Andrea Wilke, Jgst. 12

Zweite Berufsorientierung in der Jahrgangsstufe 12

Nach der ersten, mehr allgemein gehaltenen Veranstaltung wurde Ende März eine zweite Veranstaltung vom Arbeitsamt Krefeld zur Berufswahlorientierung angeboten, die nun speziellere Themenkreise vorsah. Die Schüler(innen) der Jahrgangsstufe 12 wurden daher vor den Osterferien gebeten, sich für eines von sechs Berufsfeldern in die entsprechenden Liste einzutragen. Angeboten wurden:

- | | |
|----------------------------|----------------------------------|
| 1) Wirtschaft / Verwaltung | 2) Naturwissenschaften / Technik |
| 3) Künstlerischer Bereich | 4) Medizinischer Bereich |
| 5) Sozialer Bereich | 6) Kultur / Sprache |

In allen Bereichen sollten Fragen zu Ausbildungswegen, Bewerbungen, Berufsaussichten, Studium oder praktischer Ausbildung gemäß den besonderen Wünschen der Schüler(innen) behandelt werden. Da auf den ersten Klausurendurchgang und auf das unmittelbar nach den Osterferien beginnende Abitur

Rücksicht genommen werden musste, wurde als Termin der 27.04.2004 ausgesucht. Hier kurz ein Fazit aus der Sicht der Schüler(innen):

Einigen hat die Beratung sicherlich geholfen, einen Überblick über Möglichkeiten und Wege zu ihrem Berufswunsch zu erhalten und einige Fragen beantwortet zu bekommen. Die Mitarbeiter des Arbeitsamtes Krefeld, die informiert sind und durch ihre direkten Kontakte zur Berufs- und Arbeitswelt den Schüler(inne)n aktuelle Bezüge zu Adressen vermitteln können, waren deshalb gute Ansprechpartner. Somit wurde den Schüler(inne)n ein guter Überblick gegeben. Natürlich konnte nicht auf jeden Schüler und jede Schülerin eingegangen werden, so dass jede(r) Einzelne die individuelle „wahre“ Berufswahl noch vornehmen muss. So war diese Beratung zwar eine wichtige Hilfe, darf aber nicht als einzige Informationsquelle betrachtet werden.

Britta Hegger, Katharina Ketels, Marcella Blum, JgSt. 12, 03/04

Risiken und Chancen des Mathematik-Studiums

Wozu brauche ich eigentlich Mathe? Diese Frage stellen sich sehr viele Schüler und Schülerinnen. Doch in der Oberstufe kommen noch ganz andere Fragen hinzu: Was mache ich nach dem Abitur? Ausbildung? Studium? Zu diesem Anlass besuchte Marlis Hochbruck, Professorin für Mathematik an der Heinrich Heine Universität in Düsseldorf, im April dieses Jahres das WJG. Sie hielt für die Jahrgangsstufen 11 und 12 einen Vortrag zum Thema „Mathematik-Studium“.

In der zweistündigen Veranstaltung erklärte sie Vorteile, Voraussetzungen und Ablauf eines Mathematik - Studiums und die späteren beruflichen Aussichten. Zu Anfang stellte sich gleich die Frage, wann Mathe im täglichen Leben eine wichtige Rolle spielt, und Frau Hochbruck kam hierbei zu dem Schluss, dass „Mathematik die Schlüsseltechnologie der heutigen Zeit ist“. Denn die Medizin (Computertomografien) und der normale Alltag (Kreditkarten, Fahrpläne, ausfallsichere Telefonnetze) sind nur zwei Beispiele der Dinge, die ohne Mathe undenkbar wären. Daher sind die Arbeitsbranchen weit gefächert: Telekommunikation, Logistik, Life Sciences

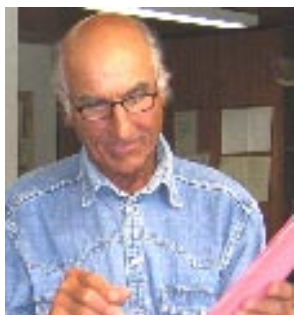
(Medizin), Unternehmensberatung, Automobilindustrie usw. „Mathematiker sind universell und flexibel einsetzbar“, so Frau Hochbruck, und weiter: „Es gibt keinen Mathematiker, der nach seinem Studium keinen Arbeitsplatz gefunden hat, der seinen Qualifikationen entspricht.“ Diese Jobsicherheit ist einer der Hauptvorteile eines Mathematik-Studiums, doch für dieses sollten auch gewisse Bedingungen von den Student(inn)en erfüllt werden: Lust am Knobeln und Kombinieren, Neigung zu systematischem Vorgehen und Freude an Exaktheit. Dabei ist es nicht wichtig, der Beste in Mathe zu sein, sondern dass man in der Schule Spaß an Mathe hat.

Von den ca. 40 anwesenden Schüler(inne)n gab es zwar während der Präsentation nur einige zögerliche Handzeichen auf die Frage, wer nun konkret an einem Studium interessiert sei, doch dies kann sich schließlich noch ändern.

In jedem Falle sind solche Informationsveranstaltungen eine gute Einrichtung, um als Oberstufenschüler(in) eine Orientierung für das Leben nach der Schule zu bekommen.

Sandra Brouwers, Jgst. 12

Arno Haas geht in Pension



Am 10. Juni 1940 in Essen geboren, zieht Arno Haas, damals noch Arno Paland (Originalton Haas: „Das ist mein Mädchenname!“) nach Ostrach in Württemberg. Im Mai 1945 kehrt er zurück in seine Heimatstadt, wo er sich bereits als Fünfjähriger beim Wiederaufbau des zerstörten Elternhauses einbringt. In der Volksschule überspringt er das 3. Schuljahr, eine Erfahrung, die ihn später als Lehrer skeptisch werden lässt gegenüber Düsseldorfer Bestrebungen, „Springer-Klassen“ für Begabte einzurichten. „Das, was ich damals mitmachte, möchte ich eigentlich anderen Kindern ersparen!“, meint er. 1959 macht er sein Abitur und beginnt sofort in Münster / Westfalen mit dem Studium der Germanistik und Anglistik, das er durch Ferien- und Nacharbeit selbst finanziert und 1964 mit dem 1. Staatsexamen beendet. Nach der sehr erfolgreich abgeschlossenen Referendarausbildung arbeitet er 1965 - 1972 am Staatlichen Burggymnasium in Essen, bis ihn zwei Rufe erreichen: einmal das Angebot, im selben Jahr noch Fachleiter für Englisch am benachbarten Studienseminar Essen I zu werden, und zum anderen die Frage, ob er nicht als „akademischer Oberrat“ an seiner alten Alma Mater in Münster unterrichten will. Haas entscheidet sich für das Zweite. Er sieht hier einerseits eine Herausforderung, aber auch die Möglichkeit, außerhalb des Schultrotts sein Wissen zu erweitern. 1975 kehrt

er nach Mülheim zurück, wo er an der Otto-Pankok-Schule (kurz „OP“) unterrichtet und „ganz nebenbei“ im Rahmen des Literaturunterrichtes das Schülerkabarett „Die OPTiker“ gründet sowie die Grundlagen für eine von den Schüler(inne)n betreute Cafeteria schafft, deren behördliches, geschäftliches und finanzielles Management er bis zum Jahre 2000 innehat.

Im reifen Alter von 60 Jahren entschließt er sich dann zu einem völligen Neuanfang, was ihn privat ins holländische Helmond und beruflich ans Nettetalers Werner-Jaeger-Gymnasium verschiebt.

Am 1. August 2004 nun verlässt er das WJG, um den Ruhestand anzutreten, nicht ohne auch an dieser Schule Spuren zu hinterlassen: Das WJG-Info trägt seine Handschrift und wird sie vielleicht noch eine Zeit lang tragen, hat er doch zugesagt, sich auch in Zukunft in die redaktionelle Tätigkeit einschalten zu lassen, wenn die Schulleitung es als nötig empfindet.

Das heißt, wenn ihm seine Familie und seine Hobbys genug Zeit dafür lassen: Lesen, das Schreiben von Gedichten und Geschichten (die inzwischen in zwei Sammelbänden auf dem Markt sind), Bergwandern - vielleicht werden seine Frau und er sogar zurückkehren zu dem Hobby, bei dem sich 1958 erstmals ihre Wege kreuzten: dem Reiten. „Zeit genug werde ich ja jetzt haben, da die Schule mich nicht mehr im eisernen Griff hält“, meint Haas. Und da hat er wohl Recht.

*Gespräch mit Herrn Haas anlässlich seines Abschieds vom WJG
E. Ponzelar-Warter*

Gerhard Peterka scheidet aus



Gerhard Peterka, der im kommenden Jahr sein „Silbernes“ am WJG gefeiert hätte, geht in Pension – in vorläufige Pension. Ein solches Begriffspaar bedarf des Kommentars. Er folgt am Ende dieses Artikels.

Am 20. Oktober 1948 in Dülken geboren (Peterka schmunzelnd: „Drei Wochen später, und ich wäre ein Dülkener Jeck geworden!“), wird er 1959 ebenda am humanistischen Gymnasium eingeschult. Nach dem Abitur 1967 beginnt er, fasziniert von den Naturwissenschaften Physik und Chemie, ein Chemie-Studium in Bonn, kehrt jedoch bald zu seiner zweiten großen Liebe, den Sprachen, zurück. So nebenbei lernt er Spanisch und Russisch und schließt das Studium der Anglistik und Romanistik 1973 erfolgreich mit dem 1. Staatsexamen ab. 1974 bis 1976 ist er Referendar am Thomaeum in Kempen; 1980 kommt er ans WJG.

Was aber ist mit den vier Jahren dazwischen? „Da habe ich die Welt erkundet – Frankreich, Spanien, Italien, Amerika – und dabei gejobbt, z. B. als Lastwagenfahrer in der Schweiz!“, erklärt Peterka.

Fürwahr, eine außergewöhnliche Vita!

Wie erlebt ein solcher Mensch, immerhin seit einer Generation Lehrer am Gymnasium, den sozialen und pädagogischen Alltag?

„Die Heranwachsenden heute scheinen mir weniger eingebunden in Schule und Gesellschaft, kurzfristiger ausgerichtet auf ‚fun‘. Und das macht es dem Unterrichtenden zunehmend schwerer, seine Hauptaufgabe, wie ich sie sehe, zu erfüllen: die emotionale und soziale Intelligenz des Einzelnen zu fördern und ihm zu helfen, sein Bewusstsein zu bilden!“, sagt er nachdenklich.

Wie füllt er, der ein Vierteljahrhundert den Großteil seiner Zeit den heranwachsenden Schülergenerationen gewidmet hat, die plötzlich über ihn hereinbrechende Freizeit?

So spontan, wie es einem solch nachdenklichen Menschen möglich ist, antwortet er: „Ich erhole mich von den doch recht stressvollen Jahren, gehe spazieren, treffe Freunde und bilde mich weiter - Lernen ist mein ganzes Leben gewesen; wenn ich mich weiterbilden kann, fühle ich mich wohl! -, vor allem indem ich die Welt bereise und Sprachen lerne!“

Und damit kehrt Gerhard Peterka zu seinen Ursprüngen zurück. Vielleicht aber kehrt er auch eines Tages ans WJG zurück. Mag sein, wir müssen noch nicht einmal so lange warten. Denn inzwischen hat Gerhard Peterka die Liebe zu seinem alten Cello wieder aufblühen lassen, und Herr Monod wird sicher einen Platz für den (Un-)Ruheständler im WJG-Schulorchester bereit halten!

Arno Haas nach einem Gespräch mit Herrn Peterka